

# DIE FACKEL

---

Nr. 178

WIEN, 25. MÄRZ 1905

VI. JAHR

---

[Ellen Key]

Wien war für eine Woche ganz und gar in »Seelenvollheit« versunken. Das neue Wort stammt von Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien der verschiedensten Parteirichtungen zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so möchte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das 'Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key—Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz jene, so es sich zum Beruf gemacht haben, die Langeweile dieses Lebens noch um ein Erhebliches zu vermehren. Greuliche Standpunktmenschen, Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den völlig Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die freundliche Erregerin des Taumels unleidlich machen. Mir vermag schon die leichte Faßlichkeit ein Ideal zu entwerten: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kindesseele spielt jedes Gedankenwerkel. Mit der Stärke des Widerstandes wächst, bei Unmöglichkeit eines Martyriums schwindet der Wert des Ideals. An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten und darf nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa dem — im Schillerjahr sei's ausgesprochen — himmel— und höllestürnenden Idealismus eines Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! Ihre »warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Zum warmen Jüngling wird auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie eingefriedete Anarchist. Hören wir ihn — 'Arbeiterzeitung' vom 18. März —, wie er Ellen Key's Wort gegen sich selbst zitiert:

»Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und

mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an«.

Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus.

»Ein Dichter, der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen heißen Berufseifer verlieren«.

Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen; um zu beklagen, daß das »Laster« seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorzusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er ruht auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugenden gesellschaftliche Produkte sind wie Anilin und Zucker, wie Emile Zola auf das erste Blatt seiner 'Nana' schrieb«. Das dürfte ein Mißverständnis sein. Ich habe weder die »Nana« noch Taine, dessen Wort Zola zitiert, zur Hand. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte sein können, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich auch nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der verbohrt ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung habe ursprünglich den Ausgangspunkt »das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers? Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaputt, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend wirken würde.« Fécondité—Stimmung <sup>1</sup>, der sich Sozialdemokraten gern hingeben, nur daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der doch nicht auf alle Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür, daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?...

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner ästhetischer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenit weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbare, ward eines Besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethe's Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein« ... Ich aber sage Euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

\* \* \*

---

1 F. — Fruchtbarkeit

## Die Wiener Straße

»Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt, Gerichtsssekretär Dr. Schachner, hatte sich gestern eine Witwe, Mutter von fünf Kindern, wegen Bettelns zu verantworten. Der Mann der armen Frau war am 6. März v. J. gestorben und ließ sie mit den Kindern vollständig mittellos zurück. Richter: Warum haben Sie gebettelt? — Angekl.: Ich war in so großer Not, daß ich für das Kind keine Milch hatte. — Richter: Wie viel Kinder haben Sie? Angekl.: Fünf. — Der Richter verurteilte die Frau, die wegen Bettelns bereits dreimal vorbestraft ist, zu vierundzwanzig Stunden strengen Arrests. Als mildernd nahm er dabei ihre Notlage an. 'Aber kommen Sie mir nicht mehr', rief er der Angeklagten zu 'sonst sperre ich Sie drakonisch ein!'«

Die Justiz und der Straßenbettel sind Wiener Misere. Und ihre Vereinigung läßt uns unser Elend doppelt empfinden. Der Wiener Straßenbettel ist ein Skandal, auf den bloß jene Lokalpatrioten stolz sind, die jede Wiener Unart zur Eigenart umfälschen möchten. In Wahrheit ist der antisemitische Straßendreck nicht reiner, der antisemitische Staub nicht gesünder als der liberale. Und die Bettelei hat in einer Weise überhandgenommen, die jedem Italienreisenden, der aus dem Norden kommt, das Ziel seiner Sehnsucht bereits in unserer Mitte erreicht scheinen läßt. Es gibt kaum mehr eine elegantere Straße, in der einem nicht, wie Bremsen dem Pferde, bettelnde Kinder an die Waden, prallten, dutzendweise und nicht mehr wegzubringen. Vor den Türen der Kaffeehäuser warten sie, hängen sich dem Heraustretenden an die Rockschröbe und sind bloß durch Geld, nicht durch böse Worte zu vertreiben. Keine hohle Gasse Wiens ohne Armgard, die sich mit einer Schar von Kindern den Passanten in den Weg wirft, und keiner, der sich bei solchem Anblick nicht als hartherziger Landvogt fühlte. In allen Formen wartet das Elend auf, hüpfet, rollt, stelzt durch die Straßen, und der Staat, der die Nerven seiner Bürger stündlich den quälendsten Eindrücken preisgibt, gibt sich in der Gestalt des eisgrauen Kriegers selbst preis, der die hohle Mütze demütig vor eine medailengeschmückte Brust hält. Wenn's dem Staat zu bunt wird, wenn ihm sein Elend über den Kopf wächst, schickt er seine Polizisten aus, seine Bettler zu verhaften. Aber nicht jeder Richter gleicht Herrn Schachner; die meisten schöpfen ihr Urteil aus dem »unwiderstehlichen Zwang« zum Betteln und nicht bloß aus dem unwiderstehlichen Zwang zum Strafen; sie lassen den Armen nicht schuldig werden, sondern lassen ihn laufen, oder — je nachdem — humpeln, kriechen, davonhüpfen. Ob der Bettler am selben Tag oder erst am nächsten wieder an der Straßenecke steht, verschlägt dem einsichtsvollen Richter nichts. Herr Schachner hält offenbar den Besitz von Kindern für einen Erschwerungsgrund, für den er die Nuance des »strengen« Arrest, den er nächstens noch »drakonisch« überbieten will, ersonnen hat. Herr Schachner ist ein Ausnahmefall. Aber warum lehnen es die anderen Richter nicht endlich kategorisch ab, das Elend strafrechtlich zu sanieren? Warum belehrt nicht einer in der Begründung seines Freispruchs die Polizei über die Aussichtslosigkeit der Bettlerarretierungen, mahnt sie nicht zu besserer Anwendung ihrer Zeit und ihres Arbeitseifers? Ein Knabe glaubte einst der Donau durch Zuhalten ihrer Quelle mit dem Daumen ein jähes Ende zu bereiten. Der Staat, dieser alte Knabe, ist noch dümmer: er geht nicht einmal auf die Quelle zurück, sondern möchte den Strom löffelweise ausschöpfen. Das Bild stimmt nicht ganz; denn die Quellen des Straßenelends ließen sich wohl, wenn Staat und

Stadt einträchtigen Willens wären, verstopfen. Freilich, die Armut scheint in Wien so unpraktisch wie der Staub bekämpft zu werden. Wer kennt sie nicht, die berühmte Kehrichtwalze? Sie ist dem Nachtleben Wiens so unentbehrlich geworden, wie etwa Maxim oder Brady. Das Sinnbild des »Drahn«<sup>1</sup>. Den Staub des Tages, der auf der Straße ruhig lag, treibt sie in die Lüfte. Sie bekriecht den Kärnthnerring; aber sie hüllt die ganze innere Stadt in eine Staubwolke. Natürlich nur bei trockener Witterung. Wenn's regnet, fährt der Spritzwagen auf. Ich weiß, die Kommunaloffiziösen werden mich belehren, berichtigen, beschimpfen. Aber ich schwöre, daß ich's nie anders gesehen habe. Und nie etwas anderes in diesen Maschinen als die Symbole österreichischer Sinnlosigkeit, wienerischer Umständlichkeit und Gschafthuberei, mit einem Wort, die Methode, Staub aufzuwirbeln und nichts zu erreichen. Nichts? Doch: eine Ausbreitung der Tuberkulose, mit der die Anschaffung von Spucknäpfen nicht Schritt halten kann. Die »Schutzvorrichtung« der Straßenbahn gehört natürlich in die Reihe dieser Symbole. Sie tötet. Der Staub aber ist beneidenswert, weil er auch in der heißesten Sommerszeit auf eine Luftveränderung rechnen kann. Der Wahlspruch *quieta non movere* wird nicht dem Staub, bloß dem Dreck gegenüber praktiziert. Jüngst ist einer im Wiener Straßenkot, also im »Weichbild Wiens«, erstickt. Oder vielmehr, wie ich sofort selbst berichtigen will, nicht im Wiener Straßenkot, sondern in einem epileptischen Anfall. Die Bezirksvertretung hat das »festgestellt«. Nur leider die Frage offen gelassen, ob auch auf trockener Straße die Epilepsie zum Erstickungstod führt und ob, wenn dies der Fall ist, ein Symptom dieser Krankheit etwa darin zu erblicken wäre, daß sich in der Rachenhöhle des Sterbenden Straßenkot bildet ... Solche Mysterien birgt gewiß auch die Wiener Armenpflege. Sie wird mit dem Strafparagrafen betrieben, wie die Staubabfuhr mit dem Kehrichtwagen, und so wahr die Epilepsie an dem Straßenkot schuld ist, so ist das Elend eine Folgeerscheinung des Bettels, den man darum mit Stumpf und Stiel — Körperstumpf und Holzstiel — ausrotten muß. Durch Arretierung der Bettler wird die Armut am gründlichsten beseitigt. ... Ein Shakespearischer Narr, dessen Weisheit allen Anomalien der Zeit die Norm wiederfindet, gebraucht das Bild von der albernen Köchin, die die Aale lebendig in die Pastete tat; »sie schlug ihnen mit einem Stecken auf die Köpfe und rief: hinunter, ihr Gesindel, hinunter!«

\* \* \*

[Eine schöne Leich']

**I**n der ganzen Debatte über den »Fall Hangler<sup>1</sup>«, in der der Anklage eine ausnahmsweise sachkundige Verteidigung gegenüberstand, ist nur ein Wort vorgekommen, das innere Wahrheit über den Streit der Meinungen emporhebt. »Als Hangler am 17. verschieden war«, so wurde gesagt, »hat die Mutter dem Oberstabsarzt, den sie traf, über die Behandlung ihres Kindes bittere Vorwürfe gemacht, worauf ihr dieser erklärte: Lassen Sie es gut sein, der Hangler *bekommt eine Leich'*, wie sie noch keiner gehabt hat.«

Das ist vielleicht das österreichischeste Wort, das je gesprochen wurde. »Eine schöne Leich«. Für das unschönste Leben, das einer führen mußte, entschädigt ihn hierzulande eine »schöne Leich«. Unser ganzes Staatswesen scheint sich allmählich auf diese Entschädigung vorzubereiten.

---

1 Von Franz Schumeier (österreich. sozialdemokratischer Politiker, † 1913) »Aus einem k.u.k. Militärspital. Der Fall Hangler nach den stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhauses dargestellt.« Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1905.

[Ein Erlaß gegen das Kinderkriegen]

**W**ährend der Stationsvorstand von Leoben das Krankwerden verboten hat, hat es die Staatsbahndirektion in Innsbruck auf das Kinderkriegen abgesehen. Die 'Arbeiter—Zeitung' hat auch den neuesten Erlaß an's Licht gebracht:

An alle k. k. Bahnerhaltungssektionen, Bahnbetriebs— und Bahnstationsämter und k. k. Betriebsleitungen!

Bei allen Antragstellungen über Aufnahme von Arbeitern als Aushilfswächter ist anzugeben, ob die Bewerber ledig oder verheiratet sind. Ferner ist genau die Anzahl der Kinder bekanntzugeben, *weil bei zu großer Kinderzahl von einer Aufnahme abgesehen werden müßte*. In diesem Sinne ist auch bei der Auswahl der Wächtersubstituten vorzugehen und stets ein geeignetes Personal heranzuziehen.

Für den k. k. Staatsbahndirektor: Krummholz.

Wie einer es anstellen soll, um in den Dienst der Staatsbahn zu gelangen, ist einfach unerfindlich. Der Familiensegen der armen Leute ist nur zu oft ein unverhoffter, und nicht der Wunsch dem Staate Rekruten zu schenken, keine auf das Gemeinwohl, sondern eine auf das eigene Wohl gerichtete Absicht treibt sie zu jenen verpönten vorbereitenden Handlungen, die man bisher bei der Zeugung von Kindern leider nicht umgehen konnte. Die Verhinderung dieses für arme Familien oft verhängnisvollen Effekts straft der Staat als ein Verbrechen; und wird sie, solange engstirnige Bosheit die Welt regiert, immer strafen. Die Herbeiführung dieses Effekts aber versperrt jede Aussicht auf eine Anstellung im Staatsbahndienst ... In Tirol und Oberösterreich haben die Herren Geistlichen in der freien Zeit, die ihnen die Propaganda für die Parteipresse läßt, nichts besseres zu tun, als die Gläubigen vor der selbst im Strafgesetz nicht verpönten Methode der Verhinderung des Nachwuchses zu warnen. Die Staatsbahndirektion Innsbruck will's wieder anders. Nach jeder Façon kann man in Osterreich selig werden, nur nicht nach seiner eigenen, und für nichts trägt man hierzulande schwerere Verantwortung als für sein Privatleben ... Aber die planvolle Vorschubleistung zum Kindesmord ist eines der grauenvollsten Kapitel im Schuldbuch der Staaten, welche die auch von sachkundiger Hand besorgte »Abtreibung der Leibesfrucht« mit Kerkerstrafen bedrohen. Die Kaninchenzucht darf nicht gestört werden, und wenn auch das Leben, das die Kaninchen »erblicken«, ein Hungertod wäre! Und wenn auch »bei zu großer Kinderzahl von einer Aufnahme in den Staatsbahndienst abgesehen werden müßte«!

[Die Logik in der Affäre Marschall]

**D**ie Affäre Marschall <sup>1</sup> wäre mit der Verweisung des Schmerzenskindes ministerieller Gunst in eine Isolierbaracke vorläufig erledigt, wenn nicht die Begriffsverwirrung, die sie verursacht hat, auch noch in den Epilogen zu der Streitsache fühlbar wäre. Im Budgetausschuß hat sie sich kürzlich allzu laut gebärdet. Bei der naiven Meinung der Herren Skene und Kramarz, die den Kunststudenten das »Recht« auf Unzufriedenheit mit ihrem Lehrer absprechen wollten, muß man sich nicht aufhalten. Schlimmer waren die Ar-

<sup>1</sup> s. Heft 177 # 09, dort weitere Angaben, dort weitere Angaben, dort weitere Angaben

gumente des Unterrichtsministers. Mit diesen versöhnt bloß die Komik der Versicherung, daß der jetzige Zustand vollauf dem Wunsch des Herrn Marschall entspreche, der das Atelier der Akademie ohnedies »als mangelhaft erkannt« und längst um die »Erlaubnis«, gebeten habe, in seinem eigenen Atelier den Unterricht zu erteilen. Wenn jetzt Herr Marschall, dem die Einrichtungen der Akademie, mit der bessere Meister ihr Auskommen fanden, nicht genügt haben, auch noch die Schüler in sein Atelier bekommt, wird sein Glück ein vollständiges sein ... Ernsteren Einspruch heischt eine Behauptung, die der Unterrichtsminister mit einem Schein von sachlicher Begründung neuerdings vorgebracht hat und an der ihm endgültig die Freude verdorben werden muß. Herr v. Hartel sagte:

»Eine Untersuchung wurde auf den ausdrücklichen Wunsch des Professors Marschall zwar nicht als eine Disziplinaruntersuchung, wohl aber als eine Erhebung über jene Anklagen, welche in der Interpellation der Abgeordneten Dr. Erler und Genossen gegen ihn vorgebracht worden waren, angeordnet. Das Resultat der Untersuchung war ein solches, daß eine ehrenrührige Handlung dem Beschuldigten nicht nachgewiesen werden konnte. Über die künstlerische Eignung Marschalls für die akademische Professur hat der Vorsitzende eine Diskussion allerdings nicht zulassen können.«

Herr v. Hartel irrt. Nie hat es sich um den Nachweis »ehrenrühriger Handlungen« im Sinne von Verstößen gegen den bürgerlichen Ehrbegriff gehandelt. Nie hat man, da solche nicht nachzuweisen waren, die »künstlerische Eignung« des Herrn Marschall in die Debatte gezogen. Herr v. Hartel verschiebt die begriffliche Situation des Streitfalls. Geflissentlich oder mit der Unlogik des Laien und guten Bürgers, der den Künstler eher für abgetan hält, wenn er ein Mädchen verführt, als wenn er eine fremde Arbeit käuflich erworben und mit seinem Namen signiert hat. Nicht zwischen Ehre und Fähigkeit liegt das Terrain, auf dem für und gegen Marschall gestritten wurde. Etwas ganz anderes stand in Frage: das Thema der Berufsethik. Natürlich ist Herr Marschall im Sinne des Wiener Kaufmännischen Vereines ein Ehrenmann: er ist seinen Kunstbediensteten keinen Heller schuldig geblieben. Er wäre sicher auch nach dem Ausspruch jenes Offiziersehrenrats, der drolliger Weise die Affäre entscheiden sollte, »satisfaktionsfähig«. Auch die Beamten des Herrn v. Hartel konnten keine »ehrenrührige Handlung« entdecken: seit wann wäre ein Staatsbeamter ehrlos, der einem Figurini—Jungen eine Gipsfigur abkaufte und von deren Erzeuger die Zustimmung erlangte, seinen eigenen Namen einzukratzen? Nicht so günstig würden solide Kaufleute über Preisunterbietungen bei der Bewerbung um Medaillenaufträge denken, vielleicht sogar den Mangel eines Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb bedauern und jedenfalls ein Vergehen gegen die geschäftliche Standesmoral feststellen. Aber im allgemeinen bürgerlichen Sinne läge eine »Ehrlosigkeit« noch immer nicht vor. Die Künstler und Kunstlehrer sind empfindlicher. Sie haben ihre eigene Ethik. Sie wollen nicht, daß eine Bildhauerfirma ein Lehramt usurpiere. Die Unlogik wendet ein, daß doch alle Künstler auf das Geldverdienen und Geschäftemachen angewiesen sind. Gewiß. Aber der Künstler darf bloß Geschäfte mit dem Käufer, nicht mit dem Verkäufer eines Kunstwerks machen. Das ist der springende Punkt. Immer wieder wurde darauf hingewiesen, daß ein Prozeß, den ein Angestellter der Fabrik Marschall gegen den Chef führte, zu dessen Gunsten entschieden wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die kaufmännische Ehre des Herrn Marschall aus jener Affäre heil hervorging. Aber ist dieser Erfolg nicht gerade das Substrat der späteren Anklagen, die die An-

wälte der Kunstmoral erhoben? Wenn sie die »Eignung« des Herrn Marschall für sein Lehramt bezweifelten, glaubten seine ministeriellen Verteidiger, eine Kritik der »Fähigkeit«, die ja nach der Ernennung gewiß nicht diskutiert werden konnte, werde versucht, sie riefen: »Das gehört nicht hierher!« und behielten vor einer durch Kommunikés und Exposés mattgesetzten Öffentlichkeit recht. In Wahrheit wurde die Fähigkeit des Herrn Marschall bloß zur Illustrierung des ministeriellen Kunsturteils herangezogen. Einem Genie hätte man kein Vergehen gegen die Standesehre angekreidet, hätte auch gegen den Durchschnittskönner, dem keines vorzuwerfen wäre, nicht Protest erhoben. Aber solcher Unterscheidung ist ministerielle Logik nicht gewachsen. Sie weiß bloß immer wieder — nach »gepflogenen Erhebungen« zu versichern: Eine Kritik des Könnens gehört nicht hierher, und silberne Löffel hat Herr Marschall keinem seiner Mitarbeiter entwendet.

\* \* \*

[Der spekulative Philosoph]

**D**ie 'Neue Freie Presse' mußte am 19. März die folgende Zuschrift bringen:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ich ersuche höflichst um gefällige Aufnahme nachfolgender Richtigstellung.

Herr Professor *Stein* (Bern) hatte die Freundlichkeit, in seinem Chamberlain—Feuilleton in der letzten Sonntagsnummer Ihres Blattes meines Buches »Romantik und Gegenwart« zu gedenken, sich darauf berufend, daß er nicht der einzige sei, der Chamberlain als geschichtsphilosophischen Romantiker deute, und fügte hinzu:

»Dr. Oskar Ewald nun, der es sich *zur Lebensaufgabe gemacht*, das Erbe der Romantik für unsere Gegenwart herauszustellen und zu verwalten, *schreibt wörtlich*: 'Es berührt sich dieses Unternehmen, das im tiefsten Grunde eine Darstellung des deutschen Geistes geben will, mit den Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts von Chamberlain.'<«

*Dieser ganze hier von Professor Stein zitierte Passus* kommt aber nicht in meinem Buche vor, *wohl aber in dem von meinem Verleger versandten Prospekt*, dessen Abfassung sich meiner Einflußnahme entzogen hat. Auch die Bemerkung Professor Steins, daß ich mir es zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, das Erbe der Romantik für unsere Gegenwart herauszustellen etc., beruht auf einem Irrtum, wie es meine Schrift »Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen« und mein demnächst erscheinendes Buch »Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus« beweisen. Ihnen für die Aufnahme dieser Zeilen im vorhinein herzlichst dankend, zeichne ich hochachtungsvoll

Dr. Oskar *Friedländer—Ewald*.«

Damit ist Herr Ludwig Stein <sup>1</sup> (Bern) wohl abgetan. Dieser Gelehrte, der seine Kenntnis wissenschaftlicher Werke aus den Waschzetteln der Verleger bezieht, wird von nun an hoffentlich selbst bei den Lesern der 'Neuen Freien Presse', denen er so lange mit endlosen Feuilletons imponiert hat und die sich

1 s. Heft 115 # 06 »Antworten des Herausgebers« »Philosoph«

nach und nach gewöhnt haben, die Tiefe ihres Hausdenkers mit der Elle zu messen, an Kredit verlieren. Kredit ist in diesem Falle der richtige Ausdruck. Bei einem andern Philosophen wäre das Ansehen erschüttert, bei Herrn Stein steht der Kredit in Frage. Herr Stein ist nämlich, wie hier schon einmal erzählt wurde, ein spekulativer Philosoph in dem den Lesern der 'Neuen Freien Presse' geläufigeren Sinne. Er stammt aus Ungarn, besitzt in Berlin Häuser und Gründe und bringt in Bern vor einem Auditorium von Rabbinatskandidaten die Gedankenwelt des Börsenwöchners in ein philosophisches System. Als vor einigen Jahren in Berlin auf einem seiner Grundstücke ein Theater erbaut wurde und verkrachte, da ward die Geschichte der Philosophie um Stein's »Satz vom Grunde<sup>1</sup>« bereichert. Daß er sich in Wien, wie ein Gerücht wissen wollte, um eine Professur gegen Verzicht auf Besoldung beworben habe, glaube ich nicht: den Stab des Marschall habe ich in seinem Tornister nie vermutet. Auch hätte sich die Gratislieferung von Vorlesungen nicht rentiert, da hier das Honorar wirklich von »honos<sup>2</sup>« kommt und ein Verzicht auf das eine auch einen Verzicht auf das andere bedeutet hätte. Und das riskiert ein spekulativer Philosoph nicht.

\* \* \*

[Concordia soll ihr Name sein]

**I**m hundertsten Todesjahre Schillers erfahren wir, daß die »Concordia« — wie herzig! — »ein Kind des Schillerjahres 1859 ist«. Im Frühling dieses Jahres, so meldet ihr Rechenschaftsbericht, tauchte der Vorschlag auf, die Journalisten und Schriftsteller Wiens in eine enge Verbindung zu bringen, »und nach den Worten im Liede von der Glocke hieß es, 'Concordia soll ihr Name sein'«. Wir erfahren, daß sie, im hundertsten Geburtsjahre Schiller's geboren, »im Zeichen des Dichters eine ungeahnte Entwicklung genommen hat«. (Als ob die faulen Äpfel das einzige Sinnbild Schiller'scher Größe wäre!) »In Ehrerbietung« — so wendet sich der Bericht an die Mitglieder — »beugen wir uns vor dem hohen Genius und möchten ihm, unserem Schutzgeist, damit huldigen, daß wir Ihnen die Worte seiner Glockenverse zurufen:

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine  
Versammle sie die liebende *Gemeine*.«

Die liebende Gemeine, so kann sich die liberale Wiener Presse, die ihr Schiller—Ideal im Herzen trägt, mit Fug nennen.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Die 'Deutsche Zeitung']

*Leser*. Ich schwanke noch. Wahrscheinlich aber werde ich mich doch definitiv entscheiden, die 'Deutsche Zeitung' für das dümmste Blatt von Wien zu halten. Oft ist sie's genannt worden. Ich sagte: Nein; die 'Deutsche Zeitung' ist gewiß eines der allerdümmsten Blätter, die es gibt — aber gegen das 'Deutsche Volksblatt', wenn es seinen guten Tag hat, gegen das 'Vaterland', wenn es disponiert ist — —. Und nun sehe ich, daß diese Sakkermenter von der 'Deutschen Zeitung' — —. Ja, ja, ein Masaidek schlägt ein Dutzend Volks-

---

1 Anspielung auf Arthur Schopenhauers Werk (seine Dissertation 1813, 1847 und auch später überarbeitet und erweitert) »Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.«

2 lat. Ehre, Ansehen



blatt— Satiriker. Und es ist ein Journal der Überraschungen. Was ist das nur für eine Fopperei, daß das Blatt noch weiter erscheint? Auch nach den Iden des März, die ihm überall als der Zeitpunkt seines Unterganges prophezeit wurden? (Hoffentlich wittert die 'Deutsche Zeitung' hier keine Anspielung auf die Jiden des März, als die ihr die Anhänger der Revolution von 1848 doch sicher erscheinen.) In der Monatsmitte werde, so hieß es, die 'Deutsche Zeitung' sterben, alles war in schönster Ordnung, aber siehe, der Herr, der sie zu sich nehmen sollte, scheint selig in der 'Deutschen Zeitung' entschlafen zu sein. Ich hatte ihrem Nichterscheinen eine größere Publizität gegeben als je ihr Erscheinen hatte <sup>1</sup>; nun wird sie übermütig und erscheint. Das wird der christlichsozialen Partei leid tun. Die Deutsche Zeitung' ist nämlich ihr »Organ«. Eine tote Niere, ohne die der Patient besser leben kann als mit ihr. Wenn man sagt, daß die Deutsche Zeitung' das Organ der antisemitischen Partei ist, so müßte man auch sagen, daß die liberale Partei das Organ der liberalen Presse ist. Die Tribüne stellt heute bloß den Schein politischer Macht dar, der reale Faktor ist die Presse. Die liberale Partei ist ein Stammtisch, »ihre« Presse ein Ungeheuer, das die Welt mit Haut und Haaren frißt. Das umgekehrte Machtverhältnis besteht zwischen der Partei und der Journalistik des Wiener Antiliberalismus. Wer vermöchte an dieser für Analphabetschwestern beiderlei Geschlechts geschriebenen Presse ernstlich mehr auszusetzen als daß sie als Klosettpapier unhygienisch ist? Der Wille zur Schlechtigkeit wird hier fortwährend durch einen so erfreulichen Mangel an Talent paralytisiert, daß der kritische Betrachter dem Problem mit mehr Humor als Besorgnis gegenüber treten kann. Nichts auf Erden ist beruhigender als der Anblick der Unfähigkeit, die ein schädliches Machtmittel durch schlechte Hantierung unwirksam macht. Nichts ist moralischer. Da wir Leser der 'Neuen Freien Presse' das Mittel immer nur wirkend sehen, sehen wir seine Gefährlichkeit, die wir doch spüren, nicht mehr. Wir gewahren sie erst, wo wir sie nicht zu spüren bekommen. Freuen wir uns, daß uns die 'Deutsche Zeitung' erhalten bleibt! Wenn wir sie durchblättern, sehen wir erst, was für ein schädliches Schandblatt die 'Neue Freie Presse' ist.

[Hauptmann und Gugitz]

*Heimatkünstler.* Die 'Deutsche Zeitung'! Herr Gugitz ist sehr böse, weil Gerhart Hauptmann ausersehen wurde, zur Wiener Schiller—Feier den Prolog zu dichten. Aufführung im Burgtheater und Grillparzer—Preis und jetzt auch noch das! Herr Gugitz nennt darum Gerhart Hauptmann ein »Individuum«, ein paar Mal auch einen Hochstapler und einen Jobber, Herrn Schlenther seinen »Spießgesellen«. Herr Gugitz hat überdies die wahre Gesinnung Hauptmann's gegen Schiller enthüllt. In »Vor Sonnenaufgang« sagt nämlich jemand: »Oaber der Schillerich, oaber a Gethemoan, a sune tumm'n Sch...kerle, die da nischt kinn'n als lieja«. Herr Gugitz hält diese — protzigen Bauernhochmut charakterisierenden — Worte für das Bekenntnis des Dichters. Das ist ein Mißverständnis; und Hauptmann fühlt für Schiller sicherlich besser als er's auszudrücken weiß. Das Festgedicht ist von einer Armseligkeit, die ein tiefes Mitleid für den Mitleidsdichter weckt, dem seit Jahren die Entwicklung seines enormen Könnens gesperrt scheint. Trotzdem halte ich die Impotenz eines Gerhart Hauptmann noch immer für zeugungsfähiger als die Fruchtbarkeit eines österreichischen »Heimatkünstlers«. Herr Gugitz beklagt sich durch volle sieben Spalten darüber, daß man ihm neuerdings den Schlesier vorgezogen hat, daß man überhaupt Ausländer aufführt. »Und wer ist dieser Sven Lange, dieser Herr Butti ... ?« fragt er. Zufällig sagt DIESELBE NUMMER des prächtigen Blattes, wer dieser Herr Butti ist. Der Theaterreferent schreibt nämlich:

1 s. Heft 177 # 11 »Spaßvogel«

»Ein vieraktiges Drama 'Luzifer' des Italieners Enrico Annibale Butti hatte heute einen zwar nicht geräuschvollen, aber innerlich dafür um so durchgreifenderen Erfolg. Das ehrliche, in schönen Stimmungen schlicht und ohne Pose bewegte Stück behandelt das Niels—Lyhne—Thema, den Bankrott des Gottesleugners ... Ohne starke Effekte, ohne Tiraden, aus echtem Empfinden heraus vollziehen sich diese Vorgänge. Das Stück erschien in gutem Deutsch; mit Ottomar Piltz hatte es Otto Erich Hartleben übersetzt.«

Wer würde sich der Mühe unterziehen wollen, die Klagen des Herrn Gugitz in gutes Deutsch zu übersetzen? Aber höchste Zeit ist es, daß endlich ein Wiener Theaterdirektor ein Werk des Herrn Gugitz aufführt. Strafe muß sein.

[Masaidek]

*Spaßvogel.* Masaidek spricht:

»Gegenwärtig weilen zwei Vorkämpferinnen für Frauenrechte: Ellen Key und Mrs. Perkins—Gilman in Wien, um für ihre Ideen Propaganda zu machen. Ein boshafter Mensch könnte fragen: Sind denn die deutschen Frauen solche Gänse, daß sie sich von Schwedinnen und Amerikanerinnen über ihre Rechte und Pflichten müssen belehren lassen?« —

»Die unverkürzten Aufführungen von Schillers 'Räubern' und 'Don Carlos' dauern fünf bis sechs Stunden lang und das Publikum harrt bis zum Schluß aus. Das sollen sie einmal mit einer Komödie von Ibsen probieren!« —

»Der 'kleine Kraus' beanstandet es, daß ich die 'Freundin' des Gorki ein 'Kebsweib' nannte ... Was die saubere 'Freundin' des Gorki betrifft, so hätte ich für diese Person gern einen stärkeren Ausdruck als 'Kebsweib' gebraucht; doch unterließ ich dies aus Rücksicht darauf, daß die 'Deutsche Zeitung' auch in Familienkreisen gelesen wird. Herr Kraus scheint es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht zu haben, alle perversen Geschöpfe in Schutz zu nehmen. Darum nimmt er sich DES OSKAR WILDE, WEININGER, DER GRÄFIN MONTIGNOSO UND DES NEBENWEIBES DES GORKI so warm an.« —

»Mancher wird Operndirektor, der besser zum Zuchthausdirektor taugen würde.« —

»Das sind nicht die schlechtesten Witze, die fortwährend von der 'Fackel' und anderen Blättern zitiert werden.«

[Eine moralische Geschichte]

*Moralist.* Der Sohn eines Ministers ging, so wird mir gemeldet, eines Abends allein und unbehütet nach Hause. Unterwegs wurde er nicht von Räubern überfallen. Weit Ärgeres geschah: einige Mädchen, die der Zeitungschmuck Venus—Priesterinnen nennt, trugen dem zukünftigen Würdenträger Arm und Geleite an. Bedroht an seinem heiligsten Gute, eilte der Jüngling, wie von Furien gepeitscht, nach Hause und erzählte dem Herrn Papa das Fürchterliche. Noch nie ist die österreichische Gerechtigkeit so schnell geritten; der Amtsschimmel galoppierte. Den in der Nähe des Ministerpalais wohnenden Mädchen wurde verboten a) vor 8 Uhr auf der Bildfläche zu erscheinen; b) die benachbarten Straßen als Angelplätze zu benützen. Das Weiseste war jedoch, daß c) mehr als hundert Prostituierte aus der Liste gestrichen wurden und zwar in der Weise, daß jede Vermieterin gezwungen wurde, einem oder zwei Mädchen zu kündigen. Die Folgen dieser Verfügung interessieren mehr den Nationalökonom. Die Vermieterinnen brachten den Ausfall

dadurch herein, daß sie jede ihrer Mieterinnen um 2 Kronen täglich steigerten, die ihrerseits die neue Steuer auf die Konsumenten überwälzten. Das wird dem Major a. D. — siehe Nr. 169 <sup>1</sup> — nicht angenehm sein.

[Vor einer Bühnenprobe]

*Regisseur.* Die alten Theaterhasen, auf die die Modernen Jagd machten, leben noch und sind unverwüstlich. Zur Zeit behauptet Herr Kadelburg das Feld. Das ist, wie man auch hier weiß, der Mann, der den »Familienstag« gedichtet hat. Im Berliner »Lustspielhaus« war, so schreibt man mir, jüngst ein Autor darüber verzweifelt, daß die Schauspieler selbst auf der Probe in ganz auffallender Weise chargierten. Ja, klärte ihn der Direktor auf, das kommt vom »Familienstag«, den sie hundertmal spielen mußten, und von Herrn Kadelsburg's Regiebefehlen. Als bei einer der Proben des »Familienstag« ein Schauspieler einen Satz, der seinem Partner galt, zu diesem hingewendet sprach, unterbrach ihn Herr Kadelburg mit den Worten: »Das gibt's nicht! Bei Maeterlinck können Sie meinetwegen so reden — bei MIR reden Sie ins Publikum runter! Haben Sie verstanden?«

[Kritische Grundsätze]

*Kritiker.* Der 'Literarischen Praxis' wird aus Stuttgart geschrieben:

»Während in früheren Jahren im Schwabenland, sehr zum Vorteil gegenüber anderen Erfahrungen, das Verhältnis zwischen Theater und Presse ein freundliches war, scheint man gegenwärtig da und dort in der Theaterwelt auf eine andere Manier verfallen zu wollen. Im vorigen Sommer glaubte das Kurtheater in der Stuttgarter Vorstadt Berg eine ihm nicht passende Kritik mit der Entziehung der Rezensionskarte beantworten zu müssen; die Gegenwehr der Stuttgarter Presse war eine SO EINMÜTIGE, daß die Direktion ihren Schritt rasch wieder zurückzunehmen vorzog. In Ulm hat dann erst vor wenigen Wochen ein Opersänger dem Chefredakteur eines dortigen Blattes wegen einer Kritik in seinem Blatt mit Tätlichkeiten gedroht; auch die Ulmer Presse hat die RICHTIGE ANTWORT darauf gegeben. Und jetzt ist es in Stuttgart zu einem tätlichen Überfall gekommen! Der Theaterreferent der 'Schwäb. Tagwacht' hatte eine scharfe Kritik gegen das recht schwache Schauspiel 'Der Messias' geschrieben, das der Schauspieler am Stuttgarter Residenztheater, Ferd. Skuhra, verfaßt hat. Der Verfasser und der Schauspieler Köstlin (ERSCHWERENDERWEISE der Sohn des Theaterdirektors) fielen nun zu zweit vor dem Hause der 'Schwäb. Tagwacht' über den Referenten her und mißhandelten ihn. Der Württembergische Journalisten- und Schriftstellerverein hat sich natürlich sofort des häßlichen Vorfalles angenommen. Er hat den Stuttgarter Zeitungen nahegelegt, das Residenztheater so lange vollständig zu ignorieren, als nicht volle Genugtuung gegeben ist. Die Stuttgarter Presse, vom amtlichen Staatsanzeiger bis zur äußersten Linken, hat diese Parole EINMÜTIG AUFGEGRIFFEN, und so ist zu hoffen, daß der Vorfall seine Sühne finden wird.«

Sie sind sich doch überall gleich. Die Selbstverständlichkeit, daß Druckerschwärze nicht im Dienste öffentlicher Interessen, sondern als Lohn und Strafe aufgewendet wird, ist international. Einem Schauspieler, der einen Kritiker schwer beleidigt, weil er ihn ohrfeigt, und einem Theaterdirektor, der ihn noch schwerer beleidigt, weil er ihm die Freikarte entzieht, wird sofort das Interesse für ihre ÖFFENTLICHEN Leistungen entzogen.

1 # 07 »Moralist«

[Die Erfolgstelegramme]

*Habitué.* Von hoher Intelligenz zeugen die kritischen Wendungen, die die Theaterreporter in ihre Erfolgstelegramme flechten. Im 'Berliner Börsenkurier', den der sympathische Löwy bedient, lesen wir, »Butti's 'Luzifer' habe bei der Aufführung im Deutschen Volkstheater in den von menschlichen Leidenschaften bewegten Szenen interessiert«. Das Novum, daß in einem Drama menschliche Leidenschaften in die Handlung spielen, ist hier recht feinsinnig betont. Der Kollege vom 'Berliner Tageblatt' konstatiert, daß sich der Erfolg des Gewissensdramas »Luzifer« »trotz der schönen Gläubigkeit des Verfassers im letzten Akte merklich abgeschwächt« habe. Ja, das Wiener Volkstheater—Publikum läßt sich nicht fangen! Auch wenn ein Autor seiner klerikalen Gesinnung noch so sehr schmeichelt. — Es wäre doch vielleicht angezeigt, daß die beiden Herren ihr schönes Talent künftig bloß in der Abzählung der Vorrufe und in der Aufzählung der Darsteller bewähren.

[Der Jargon]

*Dialektforscher.* Nun wird der Jargon bald überall durchgeführt sein. Die Redakteure der 'Neuen Freien Presse' haben sich leichter an ihn gewöhnt als an die neue Orthographie. Kürzlich schrieb einer von ihnen — in dem Bericht über den Mord in der Gumpendorferstraße — ganz frohgemut den Satz nieder: »Der Kanal wurde durchsucht, und man fand die Börse ohne dem Geld«.

[Das Faksimile]

*Köchin.* Seit einunddreißig Jahren langweilt die 'Neue Freie Presse' ihre Sonntagsleser mit einer Inhaltsangabe der 'Wiener Hausfrauen—Zeitung'. Letzthin begann diese mit den Worten:

»GRÄFIN MONTIGNOSOS Gedichte sind bekanntlich vor kurzem in Buchform erschienen und BRINGT das Faksimile eines dieser Gedichte Nr. 12 der soeben erschienenen, stets aktuellen 'Wiener Hausfrauen—Zeitung'. Außerdem enthält diese Nummer noch:  
— —«

Folgt Adele Crepaz, Graphologie, Rätselecke und dergleichen Urväter—Hausrat. Ja, wie hat sich nur das Blatt die Handschrift der just nicht nach dem Herzen einer Wiener Hausfrau gearteten Gräfin Montignoso verschafft? Die Leser glauben alles. Aber der Verlag des Lyrikbandes — mit dessen Herausgabe der Gräfin übrigens ein so geringer Gefallen geschieht wie mit der Durchschnüffelung ihres Privatlebens — hat an die Redaktionen einen Waschzettel mit dem folgenden Postskriptum versendet: »

Für den Fall, daß Sie bereit sein sollten, nachstehendes Originalgedicht der Gräfin von Montignoso im Faksimile, im Anschluß an die Rezension oder unter Hinweis auf das Werk im Feuilleton zum Abdruck zu bringen, stelle ich Ihnen gern ein Klischee leihweise zur Verfügung. Bitte für diesen Fall umgehend zu verlangen«.

Und die 'Hausfrauen—Zeitung', stets aktuell, hat umgehend verlangt.

[Grammatikalisches]

*Grammatiker.* Sie können beruhigt sein. Es heißt »gesehen« und nicht »geseiht«. Seihen, sieh, gesehen. Oder: seigen, sieg, gesiegen. Denken Sie an leihen und nicht an weihen, an steigen und nicht an neigen. Dann wird's schon gehen. Sie nennen sich »ein um Ihr und sein Deutsch besorgter freundlicher Leser«. Die Sorge um mein Deutsch nehme ich Ihnen gern ab. Jetzt und immerdar!

*Physiker.* Die Neue Freie Physik führt den Fall des Karlsbader Stadtgeologen an, dem ein elektrischer Strom durch seinen Körper ging. »Derselbe hatte 150 Volt; da aber Dr. K. ganz durchnäßt war und mit nassen Händen die Leitung berührt hatte, so dürfte der Strom, der ihm durch den Körper ging, etwa 1000 Volt gehabt haben.« Sie schreiben dazu: »Die Spannung von 150 Volt konnte nicht durch die Abnahme des Widerstandes erhöht werden, die allerdings eintrat. So wie man das Gefälle des Wassers nicht erhöhen kann, wenn man breite Röhren verwendet, nur dessen MENGE pro Sekunde und Querschnitts—Einheit. Also! Durch den Körper des armen Herrn Dr. Ing. K. gingen wohl mehr Ampere, als das Maß der Stromstärke sind, keineswegs aber 1000 Volt!« Dieser Aufklärung hat die 'Neue Freie Presse' inzwischen selbst Raum gegeben. Und zwar in rührend verschämter Weise. Sie wiederholte aus dem Bericht ihres Karlsbader Physikers die wissenschaftlich unanfechtbare Behauptung, daß Herr Dr. K. zwei Stunden bewußtlos war. Und fügte hinzu:

»Herr Assistent Dr. S. Jellinek, der im Auftrage des Ministeriums des Innern seit Jahren Studien über die Einwirkung des elektrischer Stromes auf den menschlichen und tierischen Körper treibt, hatte die Freundlichkeit, zu diesem Falle einem unserer Mitarbeiter EINIGE INTERESSANTE MITTEILUNGEN zu machen. Die Feuchtigkeit verändert NICHT die Stromspannung, die unter allen Umständen dieselbe bleibt, und es ist IRRIG, daß die 150 Volts auf 1000 Volts stiegen, weil der Ingenieur in der Nässe arbeitete oder die Leitung mit nasser Hand berührte. Dagegen ist die Stromstärke dieser Erhöhung in der Feuchtigkeit unterworfen und es kann die Zahl der Amperes sich unter Umständen ver Hundertfachen.«

In Fachkreisen scheint man viel gelacht zu haben. Ich schließe darauf aus den Zuschriften, die ich erhielt ... So habe ich es denn für notwendig erachtet, wieder einmal das Kolleg zu besuchen. Allzuoft habe ich in den letzten Monaten Neue Freie Physik, Neue Freie Geographie, Mathematik etc. geschwänzt. Hoffentlich testiert mir Herr Benedikt trotzdem am Schlusse des Semesters.

[Faschingshumor]

*Irrenwörter.* In Wien erscheint — ich darf's verraten — seit fünf Jahren ein deutschnationales Literaturblatt, das den Titel 'Neue Bahnen' führt. Die letzte Seite zeigt jedesmal eine Zierleiste, auf der ein Mann, vermutlich ein »Schriftleiter«, der Austria einen Spiegel vorhält. Darunter ist eine politische Betrachtung zu lesen. Kürzlich — zur Feier der hundertsten Nummer — war sie geradezu schlagend. Man weiß nur nicht, ob dabei Austrias Schädeldecke oder der Spiegel zerbrochen wurde. Statt einer Glosse nur ein Satz in ganz großen Lettern. Er lautete: »Bella gerant alii, tu felix Austria GAUTSCHE!« Darunter die geniale Übersetzung: »ANDRE GEHN AUF BÄLLE, du glückliches Österreich gautsche!« Der tolle Faschingshumor, der in der Verdeutschung des Wortes Bella in Bälle liegt, entschädigt reichlich für die offenbare Unübersetzbarkeit des lateinischen Wortes »Gautsche«, das ja an sich mit seiner Verwendung des Namens unseres Ministerpräsidenten Freunden beißender politischer Satire willkommen sein muß. Bella gerant alii, tu felix Austria — nun, nube? Nein eben — Gautsche! ... »Gautschen<sup>1</sup>« — ein fast nie gehörtes Wort — bedeutet übrigens wirklich etwas, und zwar: frozzeln, Kurzweiltreiben u. dgl. Umso sinnreicher der KONTRAST zwischen den Faschingsunterhaltungen der anderen Völker und den Scherzspielen der glücklichen Österreicher ... Als

1 Das Gautschfest feiert das Lehrende eines Setzers oder Druckers

Herausgeber des Blattes zeichnen Ottokar Stauf von der March und Karl M. Klob. Die Schriftleitung und Verwaltung befindet sich Wien, VIII. Wickenburggasse 5.

[Eine Simandl—Tragödie]

*Wiener.* Die Don—Juanerien der Wiener Frauen werden immer unerträglicher. Ein typisches Erlebnis scheint der Simandltragödie zugrundezuliegen, die in der folgenden Gerichtssaalnotiz des 'Extrablatts' geschildert ist:

»(VERLEUMDUNG EINER VOLKSSÄNGERIN.) Eine in Volkssingerkreisen vielbesprochene Affäre beschäftigte gestern das Bezirksgericht Wieden, woselbst die Volkssängerin Fräulein Marthe P. als Klägerin gegen den Restaurateur Johann A. auftrat. Dieser soll nämlich vor Zeugen geäußert haben, er lasse die Volkssängergesellschaft, deren Mitglied die Klägerin ist, in seinem Lokale nicht mehr auftreten, da er hierzu seine besonderen Gründe habe. Klägerin habe sich nämlich gelegentlich einer Produktion während der Pause zu einem Gaste gesetzt, ihm ETWAS IN DEN WEIN GESCHÜTTET und ihm ein Rendezvous gegeben. Der betreffende Herr, zufällig Ehemann, sei erst am folgenden Morgen ernüchtert heimgekommen, habe über sich Gardinenpredigten und Skandal ergehen lassen müssen und dann bei ihm, dem geklagten Wirte, SICH BITTER BEKLAGT. Die Klage bezeichnet diese VERDÄCHTIGUNG als völlig aus der Luft gegriffen, Klägerin habe in der kritischen Nacht das Lokal nach Schluß der Produktion in Begleitung des Volkssängers Rudolf B. sofort verlassen und sich direkt in ihre Wohnung begeben, was sie durch Zeugen nachweisen wolle ... Der Wirt stellte in Abrede, sich in der inkriminierten Weise geäußert zu haben. Zur Vorladung von Zeugen beschloß der Richter die Vertagung der Verhandlung.«

Wozu dienen solche Verhandlungen? Der Ruf des Mannes, der das Abenteuer mit der Volkssängerin hatte, wird heillos geschädigt. Wäre er nicht verheiratet, hätte die Dame vielleicht eine Anklage wegen Verführung unter Zusage der Ehe zu gewärtigen.

---

## MITTEILUNG DER REDAKTION

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen: »Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn **frankiertes** und **adressiertes Kuvert** beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.**  
**Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**